

Traditionelle Herbstjagden im Thüringer Forstamt Finsterbergen

Jagdhornklang und Hundegebell

Finsterbergen (AA/so). Dicke Nebelschwaden ziehen durch den Wald, verschlucken die Geräusche. Von den Zweigen der Bäume tropft das Wasser. Mühsam versuchen sich Sonnenstrahlen hin und wieder einen Weg durch die graue Suppe zu bahnen. Es ist November. Ein Wetter, welches die meisten Leute in ihren vier Wänden hält. Nicht so den Jäger. Es ist die Zeit der herbstlichen Drückjagden. „Gedrückt“ wird das Wild aus seinen Einständen mit Hilfe von Hunden und Treibern. Es soll langsam und nicht etwa gehetzt in hoher Flucht vor die Büchse des anstehenden oder ansitzenden Schützen kommen, damit ein sicheres Ansprechen des Wildes und weidgerechtes Erlegen möglich ist. Auch im Forstamt Finsterbergen sind diese Herbstjagden Tradition. Am Freitag, den 7. November, war es wieder so weit. Eine Jagdhundegruppe aus Hessen war gemeinsam mit hessischen Jägern und vor allem einheimischen Jägern im Revier um die Lütschtalsperre unterwegs. Es war nicht die erste Drückjagd und wird auch nicht die letzte in diesem Herbst im Forstamtsbereich sein. Diana, die Göttin der Jagd, ist launisch. Mal kommt mehr Wild zur Strecke, wie es in der Weidmannssprache heißt, mal weniger. An diesem Wochenende war es halt weniger.

Geteilte Meinungen über die Jagd an sich gab es schon immer. Manch einer kann nicht begreifen, wie man ein solch hübsches Tier „totschießen“ kann. Im Wald spazieren gehen sie alle



Eine jede Wildart hat ihr eigenes Jagdhornsignal (Totsignal), welches nach dem Streckelegen am Ende einer Jagd geblasen wird. Foto: Sommer

gerne. Es wäre vielleicht besser, sie würden sich auch darum Gedanken machen, dass „ihre herrlichen Bäume“ eben nur gedeihen können, wenn es auch den Jäger gibt. Das Wild kann sich aufgrund fehlender natürlicher Feinde (und dafür hat der Mensch gesorgt) zahlenmäßig stark vermehren. Und das bekommen dann nicht nur die jungen Bäumchen in Form von Verbiss zu spüren, sondern auch die älteren und großen, die abzustehen beginnen oder dem nächsten Sturm leicht zum Opfer

fallen, weil durch Fegestellen und Schälschäden Krankheitserreger eingedrungen sind. Es ist auch ohne Zweifel, dass das Schwein im Schlachthof weitaus mehr Stress und Angst erleiden muss, bevor es als Braten auf dem Teller liegt, als ein im Wald erlegtes Stück Wild. Letzteres tritt vertraut aus dem Wald heraus, ohne Angst, sonst käme es erst gar nicht aus der Dickung. Es bekommt seinen „Feind“ nicht mal zum Anblick, logisch, sonst wäre es schneller weg, als dem Schützen lieb ist. Die Jäger sind

gut ausgebildet und haben schwierige Prüfungen zu bestehen. Sie wissen wann sie schießen dürfen, wie und was. Und so hört das Wild oft nicht mal den Knall, bevor es liegt, wie der Jäger sagt.

Tradition wird nicht nur über die Jägersprache fortgesetzt, die manchen Leuten dünnelhaft erscheinen mag, andere sehen es als Abgrenzung der Jägerschaft von der Masse an. Sie hat einen zweckmäßigen Sinn, seit vielen Jahrhunderten schon. Und welches andere zum Verzehr bestimmte Tier erhält so viel Achtung vor und nach dem Sterben? Wenn der Jäger an seine erlegte Beute tritt, nimmt er seinen Hut ab. Er gedenkt nicht nur seines Jagderfolges, sondern welches einmalige Leben er beendet hat. Das Tier erhält einen Bruch, das ist ein Zweig aus bestimmten Gehölzarten, eine erneute Ehrung der erlegten Kreatur. Eine jede Wildart hat ihr eigenes Jagdhornsignal (Totsignal), welches nach dem Streckelegen am Ende einer Jagd geblasen wird. Auch der Schütze bekommt den Bruch überreicht. Diese jagdlichen Bruchzeichen sind nicht nur eine Wissenschaft für sich. Sie haben Tradition und sind Ehrung sowie Zweckmäßigkeit im Jagdbetrieb zugleich. So wie der Hörnerklang, der als Bestandteil der Jagdkultur auch zur Verständigung auf der Jagd eingesetzt wurde. Heute erklingen die Hörner weit mehr aus traditionellen Gründen.

Zur nächsten Drückjagd gilt allen Jägern des Forstamtes ein 'Weidmannsheil'.